

(Nachdruck verboten.)

19)

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Batiste hatte Glück. Während er, in den Strohjesseln zurückgelehnt, die Augen halb zur Seite gewendet, zuhörte, was der Prinzipal mit nasehnder und eintöniger Stimme vorlas und auch auf die Bemerkungen und Kommentare dieses in öffentlichen Angelegenheiten bewanderten Mannes lauschte, bekam er nur drei Risse und einen Schnitt ins Ohr. Früher war er weniger glücklich gewesen. Er bezahlte seinen halben Real und betrat durch das Serranos-Tor die Stadt.

Zwei Stunden später verließ er sie und setzte sich von neuem auf die Steinbank zu der Gruppe von Kunden, um wieder bis zur Stunde des Marktes den Reden des Prinzipals zu lauschen. Seine Besitzer hatten ihm die kleine Summe geliehen, die ihm zum Ankauf des Pferdes fehlte. Die Hauptsache war jetzt, bei seiner Wahl gut aufzupassen, seine Kaltblütigkeit zu bewahren und sich von den Schlichen dieser Zigeuner nicht hineinlegen zu lassen, die mit ihren Tieren an ihm vorüberzogen und in das Bett des Flusses hinunterfliegen.

Es schlug elf Uhr. Schon mußte der Markt stark besucht sein; doch noch hatte Batiste die Bank nicht verlassen. Wohl hörte er den wirren Lärm dieser unsichtbaren Menge und das Gewieher und die Stimmen, die vom Ufer heraufkamen; wie ein Mann, der einen wichtigen Entschluß noch verschieben will, blieb er ruhig sitzen. Endlich entschloß er sich, ebenfalls nach dem Markte zu wandern.

Wie immer war der Fluß auch heute fast verronnen. Vereinzelte Wasserläufe, mit denen man die Ebene bewässert, schlängelten sich in krummen Linien und bildeten Inseln auf diesem staubigen, brennenden, ungleichen Boden, der mehr einer afrikanischen Wüste, als dem Bett eines Flusses ähnlich sah.

In dieser Stunde strahlte das ganze Ufer im Sonnenglanze, ohne daß sich der geringste Schatten zeigte.

Die mit weißen Planen bedeckten Bauernwagen waren wie ein Lager in der Mitte zusammengestellt, und am Ufer standen die verkäuflichen Tiere in einer Reihe: hochige schwarze Maulesel, mit ihrem roten Zaumzeug und ihren leuchtenden Kruppen, die sie unaufhörlich in nervöser Unruhe bewegten; kräftige Arbeitspferde, doch mürrisch, wie zu ewiger Anstrengung verdammt; Leibeigene, betrachteten mit ihren glasigen Augen alle Vorübergehenden, während die kleinen, feurigen Pferde mit ihren Hufen im Sande wühlten und an dem Halfter rissen, mit dem sie angebunden waren.

An dem Geländer, durch das man in den Fluß hinunterstieg, stand der Ausschuß des Marktes. Esel ohne Ohren, mit unsauberem Fell und widerlichen Pusteln bedeckt, traurige Pferde, deren fleischlose Knochen mit ihren Spitzen durch die Haut zu dringen schienen, blinde Maulesel mit einem Schwannenhals: der ganze Abhub des Marktes, die Invaliden der Arbeit, mit dem von Schlägen gegerbten Fell, mit leerem Magen und großen, von dicken grünen Fliegen erzeugten Wunden, warten hier auf den Unternehmer, der sie für das Stiergefecht kaufen sollte, oder auf den Bettler, der sich von ihnen noch irgend welchen Nutzen versprach.

Im unteren Teile, bei den fließenden Wassern, an dem Ufer, das die Heucheltigkeit mit einem leichten Rasentepich bedeckt hatte, trippelten die ungezähmten Füßen scharenweise mit ihren langen, im Winde flatternden Mähnen und ihren starken, den Sand fegenden Schweifen hin und her. Jenseits der Steinbrücken sah man die Stiere mit den krummen Weinen, wie sie friedlich das Gras fraßen, das ihnen die Hirten hinwarfen, oder schläfrig über diesen verbrannten Boden wanderten, sich nach den frischen Weideplätzen heimsehend, und sich jedesmal stolz aufredten, wenn die Zungen von den Brüdengeländern piffen, um sie zu ärgern und zu reizen.

Das Treiben auf dem Markte wurde lebhafter. Bei jedem Tiere, um das geseilscht wurde, sammelten sich Gruppen von Landleuten, die in Hemdsärmeln, den Knüttel in der

rechten Hand, eifrig gestikulierend schwatzen. Die mageren Zigeuner mit der bronzernen Hautfarbe und den langen Weinen, in der Tunika aus geflicktem Schafszell und die Pelzmütze auf dem Kopfe, sprachen unaufhörlich und bliesen dem Käufer ihren Atem ins Gesicht, als wenn sie ihn hypnotisieren wollten, während in ihren schwarzen Augen ein Fieberglanz aufleuchtete.

„Betrachtet das Tier recht genau, beobachtet die Linien, man möchte es für ein Fräulein halten . . .“

Doch der Bauer blickte, unempfindlich für alle Schmeichelworte des Zigeuners, verschlossen, schwankend und nachdenklich, zur Erde, betrachtete dann das Pferd, kratzte sich hinterm Ohr und erklärte schließlich mit eigensinniger Energie:

„Gut, aber ich gebe nicht mehr.“

Um die Käufe abzuschließen und den Handel zu besiegeln, ging man in eine im Schatten eines Blätterdaches errichtete Schenke, in der eine dicke Frau mit Fliegenschmutz besudelte Milchbrötchen verkaufte und in flebrige Gläser den Inhalt eines halben Duzend Flaschen goß, die auf einem Zinktisch standen.

Batiste ging mehrmals durch die Reihen der Tiere, ohne auf die Händler zu achten, die seine Absicht errieten und ihn ansprachen. Nichts gefiel ihm.

Ach, der arme Morrut! Wie schwer war es, einen Nachfolger für ihn zu finden! Hätte nicht die Notwendigkeit gesprochen, der Pächter wäre abgezogen, ohne einen Handel abzuschließen. Er glaubte, den Toten zu beleidigen, wenn er diesen widerwärtigen Tieren seine Aufmerksamkeit schenkte.

Plötzlich blieb er aber doch vor einem weißen Hengste stehen, der weder sehr groß noch sehr blank war, noch dazu Schrammen an den Weinen und ein abgespanntes Aussehen hatte: ein Arbeitstier, das trotz seines erschöpften Zustandes kräftig und tüchtig schien. Kaum hatte er ihm die Hand auf die Kruppe gelegt, als der Zigeuner geschmeidig an seiner Seite auftauchte, er spielte sich auf den guten Kerl heraus und behandelte ihn, als hätte er ihn sein ganzes Leben lang gekannt.

„Das Tier ist eine Perle; man sieht, Ihr versteht Euch auf Pferde. Und nicht teuer. Ich meine, wir werden uns schnell verständigen. Monote führe es auf und ab, damit der Herr sieht, mit welcher Grazie es geht.“

Und der fragliche Monote, ein Zigeunerjunge mit schläfrigem, schmutzigem Gesicht nahm das Tier beim Halfter und führte es über den ungleichen Strand, während das Tier widerwillig mithinkte; es schien sich von einer solchen, schon so häufig wiederholten Bewegung abgestoßen zu fühlen.

Schnell näherten sich die Gaffer und grupperten sich um Batiste und den Zigeuner und folgten der Probe mit den Augen. Als Monote zurückkam, untersuchte Batiste das Tier eingehend; er steckte seine Finger zwischen die gelblichen Zähne, fuhr mit den Händen über den ganzen Körper, hob die Hufe hoch, um nachzusehen, und studierte ganz eingehend die Weine.

„Seht ihn Euch nur an, seht ihn Euch nur an,“ sagte der Zigeuner, „dazu ist er da. Das Geschäft ist klar und reinlich, bei mir wird niemand betrogen. Alles geht mit rechten Dingen zu. Hier werden die Tiere nicht zugestutzt, wie es gewisse Viehhändler machen, die Euch einen Esel im Handumdrehen in etwas anderes verwandeln. Ich habe ihn in der vorigen Woche gekauft, und mir nicht einmal die Mühe gegeben, die Kleinigkeiten verschwinden zu lassen, die er an den Weinen hat. Habt Ihr gesehen, wie leicht er geht? Und erst am Wagen. Nicht mal ein Elefant zieht frischer an, da, auf dem Hals könnt Ihr die Spuren sehen.“

Batiste schien mit dem Resultat seiner Prüfung nicht unzufrieden, doch er bemühte sich, flau zu machen und antwortete dem Käufer nur mit Grimassen und Knurren. Seine Erfahrung als Frächter hatte ihn Tiere richtig beurteilen gelehrt, und er lachte für sich über gewisse dumme Kerle, die sich von dem schlechten Aussehen des Pferdes täuschen ließen und dem Zigeuner erklärten, der Gaul wäre höchstens für den Schinder gut. Dieses traurige und müde Aussehen fand man gerade bei kräftigen Tieren, die so lange resigniert gehorchten, wie sie sich nur auf den Weinen halten konnten.

Endlich kam der entscheidende Moment: Man könnte darüber reden. Wieviel?

Landwirtschaftlicher Kleinbetrieb in Frankreich.

Die Dekrete, welche die Nationalversammlung in Paris in der Nacht vom 4. August 1789 und an den folgenden Tagen über die Abschaffung der Feudalrechte sagte, hatten in Frankreich die Freiheit des Grundeigentums wieder hergestellt, die durch die Lehnherrschaft früherer Zeiten unterdrückt worden war. Die später folgende allgemeine Verteilung des kirchlichen und königlichen Grundeigentums unter eine Menge größerer und kleinerer Landeigentümer hatte mit der gänzlichen Befreiung des Grundeigentums von allen Feudal-lasten einen Stand freier Landwirte geschaffen. Geächtet wurde die weitere Verteilung des Grundeigentums durch die französische Zivilgesetzgebung, die eine allgemeine Teilbarkeit desselben zur Regel machte. Wie groß die Verteilung des Grundeigentums war, ergibt die Tatsache, daß im Jahre 1820 z. B. nicht weniger denn zirka 5 Millionen Eigentümer Steuern bezahlten, von denen nur 90 879 eine jährliche Steuer von 300 Franken und darüber entrichteten.

Diese Zerstückelung des alten feudalen Großgrundbesitzes in Millionen von kleinen Landparzellen mußte naturgemäß eine vollständige Revolution des bis dahin geltenden landwirtschaftlichen Betriebes im Gefolge haben. In der Tat wurde sie die Grundursache einer derart verbesserten Bearbeitung des Bodens, wie sie bis dahin in Mitteleuropa unbekannt war. Da es keine Gutsherrn mehr gab, die den Zehnten des Ertrages als ihren Anteil forderten, da die Pausone, wie alle anderen lehnherrlichen Rechte weggefallen waren, da auch die Zeiten vorüber waren, wo selbst zur Saatzeit die Rauben der Herren auf die Felder der Untertanen und Pächter flogen und außerdem jeder das Recht hatte, auf seinem Grund und Boden alles Wild und Geflügel zu töten — so widmeten sich die kleinen Landeigentümer der Bodenkultur mit einem Eifer, einer Energie und Tatkraft, wie sie bis dahin in der Geschichte der europäischen Landwirtschaft ohne Gegenstück ist. Erst jetzt entdeckte man gleichsam, wie reich die Erde Frankreichs an natürlichen Produkten war, welsch herrliche klimatischen und Bodenverhältnisse der menschlichen Arbeit hier hilfreich zur Seite standen und daß beinahe jeder Fuß breit französischer Erde entweder schon an sich zur Erzeugung verschiedenartiger Pflanzen geeignet war, oder doch dazu fähig gemacht werden konnte. Da von einer zweckmäßigen Verwertung des Bodens hauptsächlich der glückliche Erfolg des landwirtschaftlichen Gewerbes abhängt, so war es nur natürlich, daß ein gewisser Wohlstand die einmalige sprichwörtliche Kenntnis der französischen Landbevölkerung verdrängte. Zwar brachte Frankreich auch um diese Zeit nicht so viel Getreide hervor, als es nötig hatte, und es gab Jahre, wo es auch in den Jugendjahren des französischen Kleinbetriebes vom Auslande kaufen mußte, dafür aber hatte derselbe Kleinbetrieb Frankreich binnen wenigen Jahrzehnten in das vorzüglichste Wein- und Obstland Europas verwandelt. Im ganzen Lande, mit wenigen Strichen in der nördlichen Hälfte ausgenommen, gedieh der Wein vortrefflich; im südlichsten Striche lieferte die Kultur des Delbaumes ein vorzügliches Öl, und die unübertreffliche Qualität und die nicht minder erstaunlichen Quantitäten des französischen Obstes erworben sich Weltruf.

Seitdem sind acht Jahrzehnte vergangen, ein kleiner Zeitraum für die Weltgeschichte, groß genug aber, um in der Kulturgeschichte eines einzelnen Volkes bedeutsame Spuren zurückzulassen. Sie sind auch an der Weiterentwicklung der französischen Bodenkultur und in Sonderheit an dem Betriebe des französischen Kleingrundbesitzes nicht spurlos vorübergegangen. Zwar beruht der so viel gerühmte Nationalreichtum und die Stabilität Frankreichs auch heute noch zum großen Teil auf der ländlichen Bevölkerung — 1891 betrug dieselbe 24 000 000 oder 62 Proz. der Gesamtbevölkerung, auch gibt es heute noch nur wenige Tausende auf der Lande, die nicht ein eigenes Häuschen oder ein kleines Stück Land, wenn nicht gar beides besitzen — aber die wirtschaftliche Lage dieser Kleingrundbesitzer und die Betriebsform der Bodenkultur hat sich gewaltig geändert.

Während noch im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die große und wahrhafte Regeneration der französischen Bodenkultur durch eine mit der vermehrten Teilung des Grundbesitzes gleichen Schritt haltende Herabsetzung der Grundsteuer vorteilhaft beeinflusst wurde, erblickten die bürgerlichen Regierungen der nachfolgenden Perioden bis in die Gegenwart hinein gerade in dem erhöhten Ertrage des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes eine milchende Kuh für den Staatsfiskus. Die Vermehrung der Staatsschulden, die drohenden Defizits des Staatshaushalts usw. und die damit gleiche Entwicklungsfähigkeit zeigende Erschließung neuer Steuerquellen hatte der Herabsetzung der ländlichen Grundsteuer nicht bloß ein jähes Halt zugerufen, sondern im Gegenteil die Abgaben der kleinen Landwirte im Laufe der Jahrzehnte auf eine zeitweise unerträglich hohe Höhe getrieben, die bis vor kurzem 44 Proz. der Totalproduktion der Bodenkultur verschluckte.

In diesem immer härter werdenden Kampfe um die wirtschaftliche Existenz mußten notgedrungen alle jene nach und nach zugrunde gehen, deren Grundbesitz entweder zu klein war, um durch seine Erträge alle Anforderungen zu befriedigen, oder die durch ungünstige klimatische Boden- oder Abfahverhältnisse im wirtschaftlichen Wettlauf mit ihren Nachbarn behindert wurden. Wucherischen Hypo-

„Da es für Euch ist,“ sagte der Zigeuner, indem er Batiſte die Schulter streichelte, „für einen Freund, für einen braven Mann, der auf dieses Tier acht geben wird . . . so will ich ihn Euch für vierzig Duros lassen, die Sache ist gemacht.“ Batiſte nahm den Angriff ruhig entgegen; er war an solche Diskussionen gewöhnt und lächelte mit verschämter Miene.

„Gut, also weil Du es bist, will ich nur einen kleinen Rabatt verlangen. Willst Du fünfundzwanzig Duros haben?“

Der Zigeuner streckte mit theatralischer Entrüstung die Arme gen Himmel, trat ein paar Schritte zurück, fragte seine Pelzmütze und machte allerlei komische Bewegungen, um seine Verwunderung auszudrücken.

„Heilige Mutter Gottes, fünfundzwanzig Duros, habt Ihr es Euch denn angesehen, dieses Tier? Selbst wenn ich es gestohlen hätte, könnte ich es Euch nicht für den Preis zum Geschenk machen.“

Doch auf alle diese Bemerkungen antwortete Batiſte un- verändert daselbe:

„Fünfundzwanzig, nicht einen Schabo mehr.“

Als der andere alle seine Gründe, die nicht gering waren, erschöpft hatte, rief er das letzte Argument zu Hilfe:

„Monote, führe das Tier auf und ab, damit der Herr sich überzeugt.“

Und von neuem zog Monote den Gaul am Halfter und lief vor dem, von diesen Promenaden immer verdutzter werdenden Tiere her.

„Das ist ein Gang, was?“ rief der Zigeuner, „wie eine Marquise, die spazieren geht. Und das Tier ist für Euch nicht mehr als fünfundzwanzig Duros wert!“

„Nicht einen Schabo mehr,“ wiederholte Batiſte eigen- sinnig.

„Komm zurück, Monote, das genügt.“

Und der Zigeuner drehte mit scheinbarer Entrüstung dem Käufer den Rücken, als wollte er ihm andeuten, die Verhandlungen wären abgebrochen. Doch als er Batiſte wirklich gehen sah, schwand seine Strenge.

„Nun, Herr! Herr . . . wie heißt Ihr?“

„Batiſte.“

„Aha . . . nun, Herr Batiſte, kann man sich denn gar nicht verständigen? Um Euch zu beweisen, daß ich Euer Freund bin und Euch dieses Kleinod schenken möchte, will ich für Euch tun, was ich für niemanden tun würde . . . Fünf- unddreißig Duros, abgemacht? Nicht wahr, ja? Ich schwöre es Euch bei Eurer Seele, ich würde es für niemand tun, nicht einmal für meinen Vater.“

Der Protest war noch lebhafter und von noch mehr Gesten begleitet, als beim erstenmal, da er sah, daß der Bauer mit diesem Preisablaß nicht zufrieden war und ihm kaum zwei Duros mehr bot.

War es denn möglich, diese feine Perle stimmte ihn nicht milder? Er hatte also keine Augen, um sie nach ihrem wahren Werte zu schätzen?

„Na, Monote, führe es noch einmal auf und ab.“

Doch Monote brauchte sich nicht mehr müde zu laufen; denn Batiſte entfernte sich mit der Miene eines Mannes, der auf das Geschäft verzichtet. Er irrte hier und da über den Markt und sah sich im Vorübergehen andere Tiere an, beobachtete aber immer verstohlen den Zigeuner, der ihn eben- falls nicht aus den Augen verlor, und, wenn er auch den Gleichgültigen spielte, seine geringsten Bewegungen beobachtete.

Er näherte sich einem großen, kräftigen Pferde mit leuchtendem Fell, das zu kaufen er gar nicht die Absicht hatte, denn er sah voraus, daß der Preis zu hoch sein würde.

Kaum hatte er die Hand auf die Kruppe gelegt, da hörte er in seinen Ohren einen zischenden Atem, der ihm zu- flüsterte:

„Dreiunddreißig! Beim Seelenheil Eurer Kinder, sagt nicht nein. Ihr seht, ich bin vernünftig.“

„Achtundzwanzig,“ sagte Batiſte, ohne sich umzudrehen.

Als er das schöne Tier genügend bewundert hatte, ging er weiter und begann, um doch etwas zu tun, zuzuschauen, wie eine alte Bäuerin um einen Esel feilschte.

Der Zigeuner hatte sich wieder zu seinem Tier gestellt und betrachtete Batiſte aus der Ferne, indem er den Strid bewegte, als wenn er den Käufer zurückrufen wollte.

Batiſte näherte sich langsam, mit zerstreuter Miene, in- dem er die Brücken betrachtete, auf denen die geöffneten Sonnenschirme der Frauen wie bewegliche Kuppeln in den verschiedensten Farben hin- und her schwankten.

(Fortsetzung folgt.)

thensschulden folgte so der zwangweise Verkauf in tausenden von Fällen. Die in den Industriebezirken groß gewordenen Schlotbarone waren nur zu willig, ihre Kapitalien in solchen ländlichen Grundbesitz zu investieren, und so entstand eine neue Art von Feudalford, der „grand cultivateur“, der „gentleman per excellence“, der in großem Stille lebt, vierstännig einherfährt, sich einen Marshall und Jagden hält. Und wie zur Zeit der alten Feudalherrschaft lüften in einem Umkreis von drei Meilen die einzeln freien Landwirte vor diesem Ackerbauern ihren Gut, denn er ist ihr neuer Herr und Meister. Diese Großfarm mit ihrer grand culture ähnelt einem feudalen Anwesen wie ein Ei dem anderen. Rekonstruiert durch aufeinanderfolgende Ankäufe von kleinen landwirtschaftlichen Einzelbetrieben, erneuerte sie unter der dritten Republik den Zustand des Grundbesitzes, wie er vor der großen Revolution bestanden hatte. Die neu erbauten Farmgebäude sitzen auf ihren Hügeln und erinnern in ihrer majestätischen Konstruktion an Randföhlöcher aus den Zeiten des Mittelalters. In den Getreide bauenden Departements der Picardie, von Verri, von Languebec und in der Dauphiné sind solche modernen Feudalitze sehr häufig zu finden. Sie sind auch nicht unbekannt in den Weingegenden der Gwynne, Gasconne, Burgund und auf den Kalkhügeln in der Nähe der Ardennen, der Heimaat des Champagners. Und ständig nehmen sie an Umfang zu. Dabei benutzt der neue „grand cultivateur“ zur Erreichung seines Zieles nicht etwa Hinterlist, Betrug und Schwindel — o nein! Ein solcher moderner Großfarmer ist nach der Aussage der bürgerlichen Welt einfach klug, ausdauernd, geschickt und reich. Die einzeln freien Landwirte aber begeben sich, expropriert von ihrem kleinen Grundbesitz, entweder als Pächter oder Landarbeiter zurück in das durch die große Revolution abgeschüttelte Joch der feudalföhllichen Unterdrückung, oder aber sie schütten den Staub der heimatischen Erde von den Pantoffeln, um in den Industriezentren und großen Städten die Proletarierarmee zu vermehren.

Während in solcher Form sich jener Aufsaugungsprozess des Kleinbetriebes zu verwirklichen scheint, den der Schriftsteller Montorgueil in seinen Schriften über „La Ferme Feodale“ gleichsam im voraus schilderte, und amerikanische und kanadische landwirtschaftliche Geräte in der grand culture den gewöhnlichen Pflug, den Spaten und die Hacke der Kleinwirtschaft verdrängen, sehen sich andererseits die Besitzer der noch übrig gebliebenen kleinen landwirtschaftlichen Betriebe gezwungen, Mittel ausfindig zu machen, wie dem allgemeinen Markt zu entgehen sei. Das wurde die Ursache zur Organisation der Kleinwirtschaft, die in zahlreichen Gegenden Frankreichs heute den gesamten Kleinbetrieb umfaßt und ihn im Zeitalter der Großkapitalisation konkurrenz- und lebensfähig erhalten hat. Nach den letzten statistischen Zusammenstellungen gibt es gegenwärtig über 4000 landwirtschaftliche Gesellschaften in Frankreich. Zum größten Teile sind dieselben in sogenannten Föderationen gruppiert. Eine solche Föderation, die „Vereinigung von Zentral-Frankreich“, besitzt allein 350 000 Mitglieder. Das Bestreben aller landwirtschaftlichen Syndikate geht nun dahin, verbesserte Kulturmethoden einzuführen, die Anschaffung der neuesten Maschinen, Geräte, Sämereien, Düngmassen, Körbe, Kisten, Säde, Glasfenster usw. durch gemeinsamen Einkauf zu verbilligen, die Verpackung der Produkte auf einer gemeinsamen Grundlage zu regulieren und den gemeinsamen Absatz zu erleichtern. Außerdem haben diese Organisationen mehr als 400 Kreditbanken gegründet, wo vertrauenswerte Mitglieder zu leichten Bedingungen Gelder geborgt erhalten.

Unter dem Einfluß dieses organisierten Kleinbetriebes hat sich der weitaus größere Teil der französischen Landwirtschaft in Spatenkultur verwandelt. Während in der modernen grand culture Frankreichs die modernsten landwirtschaftlichen Maschinen tätig sind, haben sich im organisierten Kleinbetrieb im großen und ganzen die landwirtschaftlichen und gärtnerischen Handgeräte, wie Hacke und Spaten, als unentbehrlich behauptet. Die Kleinheit der Betriebe ließ die Maschinen in nur beschränktem Maße aufkommen. Dagegen hat die massenhafte Benutzung der Handgeräte das Frankreich der Gegenwart in zahlreichen Gegenden in ein Gartenland verwandelt, wie wir es in solcher Ausdehnung in Europa sonst nirgends wieder vorfinden. In gleichem Verhältnis zu der Ausdehnung der Spatenkultur steht der Gesamtwert der durch sie erzeugten Erträge. Zwar läßt sich der Gesamtwert nur sehr schlecht in Mark und Pfennigen abschätzen, aber er wird augenscheinlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, in welcher Weise die Spatenkultur der Grundfaktor des Wirtschaftslebens ganzer Departements geworden ist. Meilenweit ziehen sich im Süden von Cannes bis nach Mentone jene oft in die Felsen eingehauenen Blumengärten hin, die im Winter halb Europa nicht bloß mit abgeschüttelten Blüten versehen, sondern deren Erzeugnisse, was weit wichtiger ist, das Fundament bilden für die in Europa in ihrer Größtgröße einzig dastehende französische Parfümfabrikation. Die Kleinbetriebe des südlichen Frankreichs beschäftigen sich weiter mit der Kultur von Feigen, Pistazien, Mandeln, Nüssen, Cichorien und Maulbeerbäumen, die ganze Industrie mit den nötigen Rohprodukten versehen. Die Apfel- und Birnengärten der Normandie und Bretagne, die Kirschen-, Kallmus- und Kastanienplantagen in Ardèche, die Pfirsiche-, Aprikosen- und Meise-Claudes-Kulturen Zentral-Frankreichs, die Erdbeerkulturen und Frühobst-Treibereien in der Nähe aller großen Städte usw. beschäftigen weitere Tausende von Kleinbetrieben, auf die näher einzugehen hier nicht der Platz ist. Für den Fremden, der Frankreich zum erstenmal besucht, wird die wirt-

schafliche Bedeutung des landwirtschaftlichen Kleinbetriebes für Frankreich jedenfalls am augenfälligsten, wenn der Expreszug ihn in die Peripherie der größeren Städte bringt. Meilenweit, so weit das Auge reicht, erblickt er dann nichts als Kleinbetriebe, die in der Nähe solcher Zentren wie Rouen, Troyes oder Paris die gesamte Bodenkultur beinahe ausschließlich beherrschen. Hier finden sich Tausende von landwirtschaftlichen Betrieben, die so klein sind, daß der Laie in der Regel staunend sich fragt, wie die Bodenkultur für den Züchter noch lohnend sein kann. Unter den Mauern von Paris z. B. finden sich auf einer Fläche von 2224 Aekern nicht weniger wie 5000 solcher Einzelwirtschaften, die in der Regel circa 20 H. Pacht pro Aker und Jahr zahlen. Hier hat sich die Kleinkultur zur Virtuosität ausgebildet. Wollte sie existenzfähig bleiben, hätte sie zu außerordentlichen Mitteln zu greifen. Die bloße Organisation allein konnte dabei nicht helfen. Nur im Bunde mit einer außerordentlichsten ausgebildeten intensiven Bodenkultur war unter solchen Verhältnissen noch etwas zu machen, und wo die Natur versagte, ergwang der Mensch durch Erzeugung künstlichen Bodens und künstlichen Klimas seinen Willen.

Die Benutzung von Mistbeetkästen, zum Zwecke der Frühobst- und Gemüsekultur, hat in keiner Gegend des kontinentalen Europas solche Bedeutung gewonnen wie hier. Von Weihnachten an wird sie für Hunderte von Kultivatoren eine Quelle des Einkommens. Nicht späterhin das Frühjahr, wird in einigen leeren Kästen mit der Anzucht der Sämlinge für die Freilandkultur begonnen. Unter Glas gelast, in nahrhaftem Boden angezchtet, sind diese Sämlinge zu einer Zeit auspflanzungsfähig, in welcher in Deutschland z. B. keiner an Freilandkulturen denkt. Auch in Frankreich würde das natürliche Klima in solchen nördlichen Distrikten, wie Rouen oder Paris, ein Auspflanzen der herangezöchteten Pflänzchen unmöglich machen, wenn sich die Pflanzzüchter, die für ihre Freilandkulturen nötige Wärme nicht mit Hilfe des Thermosphons zu verschaffen wüßten. Zu Zeiten sind dann Hunderte von Aekern mit Tausenden bald größeren, bald kleineren Glasgloden bedeckt, von denen jede einzelne ein Pflänzlein schützt. Sind keine kalten Tage mehr zu befürchten, werden bei Sonnenschein die Gloden gelüftet, und die mittlere herangewachsenen Pflanzen nur noch des Nachts bedeckt. Derartig behandelte Pflanzen geben marktfähige Ware zu einer Jahreszeit, wo man in Deutschland noch nicht einmal mit dem Auspflanzen der Sämlinge fertig ist.

Der französische Kleinkultivateur aber ist nicht bloß ein Künstler in der Erzeugung und Bewertung künstlichen Klimas, sondern auch unibertrefflich in der Herstellung und Beobachtung seines Bodens. Die ungeheuren Quantitäten von Pflerbedung, die zur Massenunterhaltung und Erwärmung der Treibkisten nötig sind, geben ihm die Mittel dazu. Alljährlich, oft zu wiederholten Malen, werden die Kästen ihrer Düngmassen entleert und dieselben dem Kulturboden einverleibt. Die Bodenquantität vergrößert sich auf den kleinen Anbauflächen dadurch in solcher Weise, daß die Züchter gezwungen sind, sie teilweise zu verkaufen, soll sich die Bodenfläche nicht alljährlich um einen Zoll erhöhen. Andererseits wird durch die Massenerwendung des Pflerbedungs die Bodenverbesserung so ausgeprägt, daß viele Züchter in ihren Pachtverträgen sich das Recht ausbedingen, auch die Erde mit fortzunehmen zu dürfen, wenn sie ihren Pachtboden nach Ablauf der Pachtzeit verlassen. —

A. G. Grant.

Kleines feuilleton.

10. Der verkehrreichste Kanal der Erde ist nicht etwa der Suezkanal, wenigstens ist er es heute nicht mehr. Seit einer Reihe von Jahren hat ihn der Kanal von Sault-St. Marie erheblich überflügelt. Freilich ist letzterer kein Meerkanal, aber nicht viel weniger als ein solcher, denn er verbindet den Oberen See mit dem Huron-See, d. h. überhaupt mit den übrigen „großen“ amerikanischen Seen. Der Aufschwung des Schiffsverkehrs auf diesen Seen ist ein ganz außerordentlicher, und die Zahlen, die der letzte Jahresbericht über die Verhältnisse des Kanals von Sault-St. Marie angibt, sind ungeheuer, zumal wenn man berücksichtigt, daß der Kanal wegen Vereisung während eines vollen Drittels des Jahres unbenutzbar wird. Der Suezkanal, der im ganzen Jahr fahrbar ist, sah 1904 Schiffe mit dem Gesamtgewicht von 13 1/2 Millionen Tonnen passieren, der Kanal von Sault-St. Marie dagegen in den acht Monaten der freien Fahrt 31 1/2 Millionen Tonnen, und die Gesamtheit der Tonnenmeilen der den Kanal benutzenden Schiffe erreichte 27 Milliarden. Aus der letzten Angabe nun geht hervor, daß die mittlere Länge des Transports 1358 Kilometer betragen hat. Der Gesamtwert der den Kanal durchlaufenden Waren wird auf 1436 Millionen Mark geschätzt, und für den Transport dieser Waren durch den Kanal wurden Abgaben in der Höhe von 86 Millionen Mark bezahlt. Die Fracht für das Tonnenkilometer jeder Ware ohne Unterschied ihres Wertes stellt sich danach auf etwa 3 Pf., zuweilen noch erheblich niedriger. Die Kohle, die in ungeheuren Mengen auf diesem Wasserwege verschifft wird, kostet z. B. nur etwa 1/2 Pf. auf das Tonnenkilometer. Der Wert der auf dem Oberen See fahrenden Schiffe wird auf 280 Millionen Mark veranschlagt, wozu noch eine Anzahl von Fahrzeugen zu rechnen sind, die ausschließlich der Schifffahrt auf dem Kanal dienen. Im ganzen sind es 886 Schiffe, unter denen sich auch eine stattliche Anzahl sehr großer befindet. Der Kanal ist eigentlich ein doppelter, er zerfällt nämlich in einen

amerikanischen und einen kanadischen Teil, von dem jedoch der erste im Jahr 1904 89 Proz. des Gesamtverkehrs und 94 Proz. aller Waren aufgenommen hat, dagegen nur 37 Proz. der Reisenden. Noch eindrucksvoller werden die Zahlen, wenn man die vier verkehrstärksten Monate des vorigen Jahres für sich nimmt, für die sich ein Durchschnitt von mehr als je fünf Millionen Tonnen ergibt, für den August sogar die Zahl 5 645 000 Tonnen, was einem Tagesdurchschnitt von 180 000 Tonnen entspricht. Die Zahl wie die Größe der auf den Seen verkehrenden Schiffe hat sich in letzter Zeit außerordentlich erhöht. Im Jahre 1894 gab es auf ihnen erst 15 Schiffe, die einen Tonnengehalt von über 9000 und höchstens 4000 besaßen. 1898 waren schon fünf Schiffe von 9000 Tonnen vorhanden, und in diesem Jahre sind im ganzen sieben Schiffe von 11 536 Tonnen hinzugekommen. Die Fracht für die Tonnemeile hat sich im vorigen Jahre noch niedriger gestellt als zuvor. Der erste Kanal wurde im Jahre 1855 vollendet und zwar auf Grund einer Konzession des Staates Michigan. Zuvor war der Verkehr zwischen dem Oberen See und den unteren Seen durch Boote geschehen, die auf der verbindenden Wasserstraße bis zu den Schnellen fuhren, an diesen aber ausgeladen werden mußten, so daß die Waren auf einer Strecke von mehr als 1 1/2 Kilometern zu Land befördert wurden. Bei solcher Umständlichkeit war der Verkehr begreiflicherweise ziemlich spärlich und betrug 1851 im ganzen nur 12 500 Tonnen, hat sich also bis heute etwa um das 250fache vermehrt. Die jährliche Zunahme des Warenverkehrs hat während der letzten 50 Jahre im Durchschnitt 20 Proz. betragen. Schon im Jahre 1797 war von einer Pelzhandelsgesellschaft zur Umgehung der Stromschnellen von St. Marie ein kleiner Schiffsfahrkanal erbaut worden, der aber während des Krieges 1812 einer Zerstörung durch die Amerikaner anheim fiel. Seit 1855 sind zur Verbesserung des Kanals etwa 64 Millionen Mark ausgegeben worden und es sind für die nächste Zukunft noch weitere Verbollkommnungen vorgesehen. —

Müssen Masthühner Kieselkörner fressen? Bei vielen Vogelarten, die Körner als Nahrungsmittel genießen, findet man im Magen kleinere oder größere Kieselkörner; diese merkwürdige Erscheinung ist sowohl bei solchen Vögeln wahrzunehmen, die so zu sagen wild, in der freien Natur leben, als auch bei solchen, die als Haustiere gezüchtet werden. Man zog daraus den ganz richtigen Schluß, daß diese Tiere der Kiesel als eines mechanischen Hilfsmittels bei der Verdauung ihrer hartschaligen Nahrung bedürfen, die durch die Reibung an den noch viel härteren Kieselkörnern zerkleinert und dann erst der eigentlichen Verdauung zugänglich gemacht wird. Viele Hühnermäster glauben nun, während der Mastung dem Futter auch eine gewisse Menge Kiesel beimengen zu sollen, damit die Tiere niemals dieses so wichtige Material entbehren. Andere Hühnermäster erklären jedoch, daß sie davon keinen Vorteil an den Hühnern merken, und sie lassen deshalb die Steine weg. Kürzlich wurden nun genauere Untersuchungen zur Entscheidung dieser für einen wichtigen Teil unserer Viehhaltung nicht belanglosen Frage angestellt. Man hielt von einer Anzahl Hühner während der Versuchsdauer von zwei und einem halben Monat sorgfältig jede Möglichkeit, Kieselkörner zu fressen, fern; als man danach diese Tiere tötete, fand man in ihrem Magen dennoch einen beträchtlichen Kieselvorrat. Das ist nur so zu erklären, daß die vorher verschluckten Steine mindestens zwei Monate im Magen festgehalten werden. Die Hühnermastung dauert aber im allgemeinen nicht mehr als zwei Wochen, für diesen Zeitraum genügen die vorher gefressenen Kiesel und es ist deshalb nicht nötig, solche dem Mastfutter selbst noch zuzufügen. —

Theater.

Trianon-Theater. „Die herbe Frucht.“ Lustspiel in drei Akten von Roberto Bracco. — Diese neueste Frucht des sonst nicht übel berufenen Italiens Bracco war in der Tat schon mehr als herb; man spürt den sauren Nachgeschmack noch an dem nächsten Morgen. Wenn der erste Akt des sogenannten Lustspiels sich etwa auf dem üblichen Niveau Pariser Schwänke hält, sinken die beiden anderen noch unter dies bescheidene Maß. Die Späße über das eheliche Manko des fünfzigjährigen Herrn Ricchetti, die in ihrer frechen Ungeniertheit anfangs hier und da noch drollig schienen, wurden bei dem breiten wiglosen Behagen ewiger Wiederholung unerträglich. Die arnseitige Pointe ist, daß Madame Ricchetti, als Waschfisch verkleidet, den eleganten alten Sünder, der sich um die Hand ihrer jungen Schwester bewirbt, zu handgreiflichen Zärtlichkeiten verlockt. So rettet sie die Schwester vor einer Ehe wie der ibrigen. Dafür bekommt das Mädchen den zwanzigjährigen früheren Liebhaber Madames zum Bräutigam. Die mittelmäßige Darstellung der weiblichen Hauptfigur durch ein wenig bekanntes Mitglied des Ensembles machte die Fatalitäten des Stückes noch empfindlicher. Der Applaus, der selbstverständlich nicht fehlen durfte, war wohl kein Maßstab für die Wirkung auf das Publikum. —

Völkerkunde.

— **Hochzeitsgebräuche der Ubinen.** Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ubinen (die Bewohner des alten Aghvaniens der armenischen Chronisten, oder Albanien nach der Nomenklatur der Römer) gegenwärtig schnell aussterben; wenigstens ist ihre Zahl in den letzten 15 Jahren um volle 20 Proz. herabgegangen, was

neben verringerter Lebensfähigkeit zum Teil in einer armenischen Assimilation des Stammes seine Erklärung finden mag. Um 1896 zählte man noch etwa 10 000 Vertreter dieses kaukasischen Völkchens, das gegenwärtig ausschließlich in den Niederlassungen Nidza und Bartalan seinen Sitz hat. In der Ethnographie desselben, von der Arutinow in seiner „Physischen Anthropologie der Ubinen“ (Moskau 1905) eine zusammenfassende Darstellung nach zum Teil schwer zugänglichen Quellenwerken liefert, sind besonders gewisse Anzeichen des Mutterrechts bemerkenswert, das in den Sitten und Hochzeitsgebräuchen des Stammes unzweifelhaft Spuren zurückließ. Bei der Wahl der Braut und dem Hochzeitszeremoniell spielt die väterliche Linie nicht die geringste Rolle; wohl aber ist der Einfluß der Mutter entscheidend, und auch dem Bruder der Braut, sowie ihrem Onkel mütterlicherseits ist eine beträchtliche Bedeutung vorbehalten. Letzterer vollführt die „Vorberlobung“, bestehend in Uebergabe des silbernen Ringes der Braut an die Eltern des Bräutigams, der vorher ein „Wegegeld“ von 10 bis 60 Rubel entrichtet haben muß. Beim offiziellen Verlobungsfeite wird vom Bräutigam die ganze Verwandtschaft eingeladen mit Ausnahme der Brauteltern, die erst acht Tage nach vollzogener Trauung eine Einladung seitens der Neuwermählten erhalten. Das Hauptgericht beim Verlobungsmahl („Tapal“) wird zu allererst dem Brautbruder überreicht oder mangel eines solchen einem nächsten Anverwandten der Braut. Erweist sich die Braut nicht als jungfräulich, dann wird sie, mit nichts anderem als einem nach außen gefehrten Pelz bekleidet, hinausgejagt und ihren Eltern zurückgegeben. — („Globe“.)

Medizinisches.

hr. Witterungseinflüsse und Erläuterungskrankheiten. Die Abhängigkeit der Erkrankungen der Nase und des Halses von Witterungseinflüssen ergibt sich schon daraus, daß gerade in den Jahreszeiten, in welchen die meisten Temperaturschwankungen vorkommen, also im Frühjahr und Herbst, sich die Erkrankungen an Schnupfen ganz besonders häufen. Namentlich schaden hier die rauhe und kalte Luft, sowie die Feuchtigkeit des Bodens. Starke Abkühlungen des Kopfes und des Gesichtes, besonders wenn diese Teile der Zugluft ausgesetzt sind, führen daher leicht zu Schnupfen und Halsentzündung; das gleiche bewirken Abkühlungen und Durchnässungen der Füße. Viel zu wenig bekannt und gewürdigt wird der Umstand, daß Menschen, welche in gesunden Tagen ihre Nase und ihren Rachen pflegen und abhärten, viel weniger zu Erkältungen geneigt sind. Bei Personen, die ihre Nase auch wirklich zur Atmung gebrauchen, wird der kalte Luftstrom, der im Winter der Lunge zufließt, vorgewärmt und demselben eine Temperatur erteilt, welche die Lunge vor starker Abkühlung bewahrt. Ein weiteres Vorbeugemittel gegen Nasen- und Halskrankheiten besteht in einer zweckentsprechenden Kleidung; Personen, die zu Erkältungen neigen, namentlich Kinder, sollen wollene Unterleider tragen. Ist ein Schnupfen ausgebrochen, so müssen Schädlichkeiten, welche die Nase noch stärker reizen können, wie Rauch, Staub und schlechte Luft, gemieden werden. Dr. Klatt redet in seinem Buche; „Die Krankheiten der Nase und des Rachens“ (Schumanns Medizinische Volksbücher) dem altbewährtem Hausmittel des Schwigens das Wort. Hierzu kann man etwas salzsaures Natron oder Antiphrin nehmen; noch zweckmäßiger ist es aber, am Abend ein heißes Fußbad oder ein Dampfbad zu gebrauchen. Oft erzielt man mit einem Glas heißen Grogs dieselbe Wirkung. Schweißtreibende Mittel wirken aber nur dann, wenn sie sogleich beim Ausbruch des Katarrhes in Anwendung gezogen werden. —

Notizen.

— Ludwig Börnes Berliner Briefe, nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Professor Ludwig Geiger, sind soeben bei F. Fontane u. Co. in Berlin erschienen. Preis 3 M. —

— Der Romanpreis des Pariser Frauenblattes „Vie Heureuse“ im Betrage von 5000 Fr., den im vergangenen Jahre die Schriftstellerin Myriam Harry für „Die Eroberung Jerusalems“ erhielt, wurde Romain Rolland für seinen Roman „Jean Christophe“ zuerkannt. —

— Rissen wird nicht Direktor des Neuen Theaters. Die Verhandlungen haben sich im letzten Augenblick zerschlagen. —

— Im Kunstsalon Cassirer kommt am 10. Dezember eine große Sammlung von Gogh'scher Werke zur Ausstellung. —

— Eine das gesamte Lebenswerk Konstantin Meuniers umfassende Ausstellung wird von Keller u. Reiner im Januar 1906 in dem großen Saale des fiskalischen Gebäudes Potsdamerstr. 120 eröffnet werden. —

— Benedikte tom bum. In der „Bayerischen Lehrerzeitung“ wird erzählt: Ein Lehrer fragt schriftlich bei einem Vater an: „Ihr Knabe hat heute den Unterricht verjäumt. Wo war er?“ Der Antwortzeitel des Vaters, eines geborenen Böhmen, enthielt die rätselhaften Worte: „benedikte tom bum, kristino Tchibek“. Das ist nicht Lateinisch, wie man meinen könnte, sondern soll heißen: „Benötigte den Waben. Grüßt Ihnen Tschibel“. —